

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 7

Artikel: Das Land Wilhelm Tells + Geissenpeters : wie der Amerikaner die Schweiz sieht
Autor: Müller-Guggenbühl, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

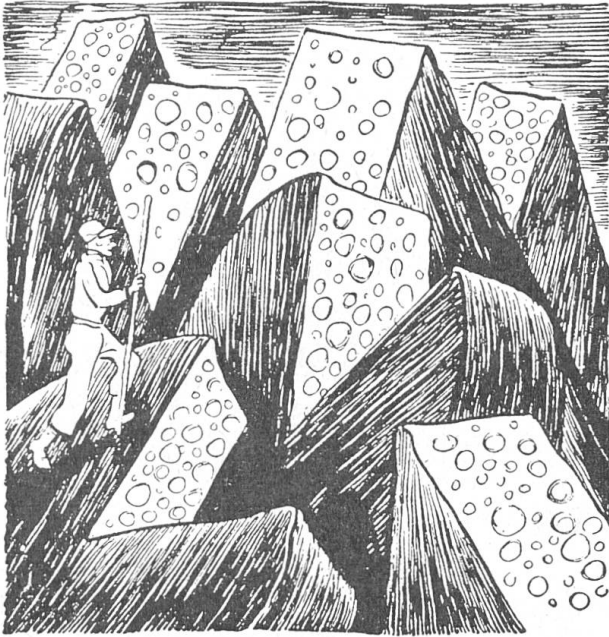
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Land



Wilhelm Tells † Geissenpeters

WIE DER AMERIKANER DIE SCHWEIZ SIEHT

Von Fritz Müller-Guggenbühl

IM Greyhound-Autobus, der mich von Chicago nach Detroit brachte, fragte mich ein Amerikaner, ein kaufmännischer Angestellter in einer Fabrik für elektrische Kühlschränke, ob es wirklich wahr sei, daß auf den schweizerischen Alpenstraßen große Hunde in einem Fäßchen am Hals den Automobilisten frisches Kühlwasser bringen. Er habe dies in einem Artikel über die Schweiz gelesen.

Es ist klar, daß der Verfasser jenes Berichtes weder die Schweiz noch die Bernhardinerhunde je gesehen hat.

Solche Mißverständnisse sind glücklicherweise selten. So sehr verzerrt ist das Bild, das sich der durchschnittliche Amerikaner von der Schweiz macht, denn doch nicht. Immerhin gibt es eine ganze Anzahl falscher Vorstellungen über unser Land, die für die Bewohner der Neuen Welt typisch sind.

Die Kenntnis, die der durchschnittliche Amerikaner von der Schweiz hat, entströmt

hauptsächlich den folgenden drei Bildungsquellen: Der Lektüre zweier in der Schweiz spielender Bücher, dem « Heidi » von Johanna Spyri und dem « Wilhelm Tell » von Friedrich Schiller. Der Lektüre von Zeitschriftenartikeln über unser Land, in der Regel geschrieben von amerikanischen Journalisten, die damit ihre paar Ferientage in Luzern wieder heraus schlagen wollen, oder von europäischen Emigranten, die genügend Englisch können. Den Erzählungen von Bekannten schließlich, die die Schweiz bereist haben und Land und Leute so schildern, wie sie sie gesehen haben.

Am interessantesten ist natürlich, was man von der dritten Gruppe erfährt. Dem Amerikaner, der unser Land bereist, fallen Dinge auf, die uns gar nicht erwähnenswert scheinen. Jemand fragte mich zum Beispiel, ob es wirklich wahr sei, daß die Schweizer Spende seinerzeit vollständig ohne die Hilfe der Filmstars durchgeführt worden sei. Jemand

anders erstaunte die Tatsache, daß bei uns die jungen Mädchen sogar zu einem Picknick im Freien Röcke tragen und nicht lange Hosen oder «Blue jeans».

Die erste Informationsquelle andererseits hat selbstverständlich bewirkt, daß man in Amerika gelegentlich Vorstellungen von der Schweiz hat, die nicht in allen Teilen der Wirklichkeit entsprechen:

Wo die Lawine kracht

Die Verlegung wichtiger Zweige der UNO nach Genf, die Inserate der großen Fluggesellschaften für Flüge nach Zürich und die Geburt von Rita Hayworths Baby in Lausanne haben (neben andern natürlich) dazu beigetragen, daß man sich die Schweiz nicht mehr (wie noch vor fünfzig Jahren) als eine einzige, mit Herdenglockenklängen erfüllte und mit schmucken Chalets bestellte Alpweide denkt. Man weiß, daß es bei uns Städte gibt. Dennoch stellt man sich das Land als Ganzes allgemein viel zu ländlich vor. Fast alle Leute haben die vage Vorstellung, unsere Heimat sei jedes Jahr drei Vierteljahre lang eingeschnitten. («Müssen Sie in Zürich denn nicht in ständiger Furcht vor den zu Tale donnernden Lawinen leben?»)

Sehr selten hat jemand eine Ahnung davon, wie sehr die Schweiz, zum Beispiel in technischen Dingen, up to date ist. Als mich kürzlich ein Bekannter durch eine große kanadische Stadt führte, erklärte er mir voll Stolz, daß hier das Telefonnetz vollständig automatisch sei und war beinahe ein bißchen beleidigt, als ich die Gegenfrage stellte, ob man auch die Nummern der umliegenden Orte direkt einstellen könne. Der Mann hatte als selbstverständlich vorausgesetzt, daß man so etwas wie ein vollautomatisches Telefonnetz in der Schweiz nicht kenne.

Es kommt auch immer wieder vor, daß sich Leute anerbieten, mir die Nummernscheibe zu drehen, wenn ich auswärts einen Telefonanruf machen will.

In das gleiche Kapitel gehört ein kleines Erlebnis mit einem Fremdenführer in Montreal: Der Mann führte mich unter eine Eisenbahnbrücke und wies stumm nach oben. Obwohl seine Enttäuschung darüber, daß ich nicht in Ah!- und Oh!-Rufe ausbrach, leicht ersichtlich war, wußte ich mit dem besten Willen nicht, was ich hätte bewundern sollen. Die Situation klärte sich schließlich dahin auf,

daß mich mein Cicerone den weiten Weg geführt hatte, um mir eine Eisenbahn mit elektrischer Hochspannungsleitung zu zeigen.

Solche Beispiele ließen sich leicht vermehren. Es ist keine Frage: man realisiert sich hier nicht, wie fortschrittlich die schweizerische Technik ist. Die Amerikaner wären äußerst erstaunt, wenn man ihre Frage "You have no television in Switzerland, haven't you?" mit der Gegenfrage beantworten würde: "You have no gyrobusses in the United States, haven't you?"

Das Land Pestalozzis

Wer «Heidi» gelesen hat, weiß, wie schwer es fiel, den armen Peter ins Tal und in die Schulstube zu bringen und welche Mühe ihm das Erlernen des Lesens machte. Obwohl sehr viele amerikanische Kinder das «Heidi» gelesen haben (denn es ist in allen Bibliotheken auf der Standardliste für hervorragende Kinderbücher), möchte ich nun nicht sagen, die Amerikaner identifizierten die Schweizer mit dem Peter und hielten uns für Analphabeten. Aber ich werde doch die erstaunten Gesichter nie vergessen, die meine Studenten machten, als ich einst in einem Vortrag über die Schweiz ausführte, unser Land stelle prozentual zur Bevölkerung mehr Nobelpreisträger als die Vereinigten Staaten¹.

Ich habe überhaupt den Eindruck, daß die sehr suggestive Eigenpropaganda der amerikanischen Schulen (Wir haben die besten und bestausgerüsteten Schulen der Welt usw.) es mit sich brachte, daß man sich von der Schulbildung in Ländern wie der Schweiz oder den skandinavischen Staaten ein zu ungünstiges Bild macht.

Aus dem Schulbuch weiß man in der Regel, daß in der Schweiz verschiedene Sprachen gesprochen werden. (Daß man wieder vergessen, welche paar es nun wieder sind, konnten allerdings auch die besten und bestausgerüsteten Schulen der Welt nicht verhindern.) Es ist sich hingegen selten jemand klar darüber, daß

¹ Ich spreche dabei, und das möchte ich gerade hier nochmals ausdrücklich betonen, immer vom Durchschnittsamerikaner, vom Wesen, das dem vielzitierten schweizerischen «kleinen Mann aus dem Volke» entspricht. — In den Kreisen der Wissenschaft oder der Wirtschaftsspitzen ist es ganz anders. Der Geisteswissenschaftler zum Beispiel ist freudig überrascht, wenn er sieht, daß man Namen wie Emil Brunner, Karl Barth, Wilhelm Röpke hier fast auf Schritt und Tritt antrifft.

die meisten Schweizer zwei von diesen Sprachen wirklich auch sprechen können und daß daneben ein großer Teil der Bevölkerung Englisch versteht. Und gerade hierin könnten uns zum Beispiel die Kanadier zu ihrem Vorbild nehmen; denn dort kann der eine Teil der Bevölkerung mit dem andern ohne Dolmetscher überhaupt nicht reden. Was Wunder, daß sie sich häufig nicht verstehen!

Daß der Gründer des Roten Kreuzes ein Schweizer war, wissen hier ziemlich viele Leute. (Daß anderseits sehr viele die Geschichte von der Umkehr der Flaggen nicht kennen, beweist der Umstand, daß man an internationalen Ausstellungen immer wieder Kranke und Verwundete zum fahngeschmückten Schweizer Pavillon schleppte, in der Meinung, es handle sich um einen Rotkreuzposten.) Fast unbekannt hingegen ist in der Neuen Welt der Name Pestalozzi. Worin das Wirken dieses Mannes bestand und inwiefern seine Saat in der Schweiz aufgegangen ist, sollte unsere Kulturpropaganda noch stärker betonen.

Even the Swiss are for it

Bekanntlich bezeichnet man in Frankreich diejenige Zahlungsart, bei der in einer Gesellschaft, die einkehrt, jeder seine eigenen Batzen hervorzieht, um seine persönliche Zeche zu begleichen, als «payer en Suisse». Der Ausdruck ist nicht schmeichhaft. Er hält einen gewissen Mangel der Schweizer an Großzügigkeit in materiellen Dingen fest.

In Amerika bezeichnet man die gleiche Zahlungsmethode zwar als «going Dutch» und schiebt das Fehlen von Unbeschwertheit dem Geld gegenüber den armen Holländern in die Schuhe. Aber auch hier steht die Schweiz durchaus nicht im Rufe, in finanziellen Dingen Grandezza zu zeigen. Wir gelten nicht gerade als geizig, aber als außerordentlich zähe, auf unsern Vorteil versessene Händler. Die Skala im Urteil über diese schweizerische Eigenschaft geht von der wohlwollenden Feststellung einer gesunden Nüchternheit bis zur Ablehnung eines egoistischen Krämergeistes.

«You can't kid the Swiss» («Den Schweizern kann man nichts vormachen»), lautet der Titel eines kleinen Abschnittes, den die «Saturday Evening Post» vom 24. Juni 1950 der Schweiz widmet und worin ausgeführt wird, dieser Titel fasse das eigentliche Wesen der Schweizer zusammen.

An der Maxwell-Street in Chicago, dem Geschäftszentrum vertriebener europäischer Israeliten, kam ich mit dem Besitzer eines Konfektionsgeschäftes ins Gespräch, der zwar dem Schnitt meiner Hose auf den ersten Blick ansah, daß ich Europäer war, aber nicht wußte, aus welchem Lande. «Man sagt, wir Juden seien durchtriebene Händler», meinte er, «aber es gibt zum mindesten noch eine Gruppe von Leuten, die noch zäher im Handel sind als wir, das sind die Schweizer.»

Die berühmte Wochenschrift «Time» veröffentlichte letzthin einen Bericht über die Europäische Zahlungsunion. Darin wird ausgeführt, das größte Kompliment, das dieser Institution je gemacht worden sei, wäre der Satz eines amerikanischen Delegierten gewesen: «Even the Swiss are for it» («Sogar die Schweizer sind dafür»). Denn an der Tatsache, daß «Europes toughest traders» (Europas zäheste Händler) der Union zugestimmt



MANTELPAVIAN

haben, könne man die Zweckmäßigkeit dieser Institution ablesen.

Im kürzlichen Kampf um die Sanierung der Waltham Watch, der großen Uhrenfabriken in Boston, war immer wieder von der rücksichtslosen schweizerischen Konkurrenz die Rede. Ein Plakat, das gegen die Entlassung demonstrierende Arbeiter trugen, lautete:

*"The Swiss can yodel,
The Swiss can yell,
And Waltham Watch
can go to hell."*

(Die Schweizer können jodeln und Hurra schreien, und die Waltham-Fabrik kann zum Teufel gehen!)

Diese Strophe enthält zwar keinen direkten Vorwurf gegenüber der Schweiz; aber zwischen den Zeilen ist doch zu lesen, die schweizerische Haltung sei: «Wenn es nur uns gut geht!»

Als sich einst ein mich begleitender Amerikaner in einer Stadt des Mittlern Westens nach einem bekannten Schweizer Restaurant erkundigte, gab ihm der Passant, der uns den Weg wies, unverlangt noch die zusätzliche Auskunft, es sei "very expensive"; denn es seien Schweizer, und die Schweizer wollten bekanntlich aus allem möglichst viel Geld machen.

Es wäre aber wohl falsch, wenn wir diese Feststellungen als Ruf zur Umkehr betrachten würden. Die Schweiz ist ein reiches Land, nicht weil sie vom Schicksal begünstigt wurde, sondern durch den Fleiß, die Sparsamkeit und den Geschäftssinn ihrer Bewohner. Ein Land, das weder über Rohstoffe, noch über Kolonien, noch über einen Zugang zum Meere verfügt und dennoch eine wirtschaftliche Großmacht darstellt, muß sich dieser Eigenschaften gewiß nicht schämen.

Außerdem kommt es natürlich in einem Staate, wo ein Coca-Cola gleichviel kostet wie zwei Zigaretten, wie dies zum Beispiel in Kanada der Fall ist, weniger darauf an, welcher Partner nun die Zeche begleicht.

Die Schweiz in den Magazinen

Eine Hauptgefahr bei allen Zeitschriftenartikeln liegt bekanntlich darin, daß die Journalisten der guten Formulierung die Wahrheit opfern. In dieses Kapitel der irreführenden Berichterstattung gehören folgende Stellen aus Artikeln über unser Land:



So stellt man sich in der Neuen Welt den Prototyp des Schweizers vor. (Aus einer Inseratenseite einer bekannten kanadischen Brauerei.)

«Jeden Abend um neun Uhr, mit Ausnahme des Samstags, sind die Straßen Biels so leer wie ein Eiscremestand während eines Schneesturmes.»

So beginnt ein Artikel von einem gewissen E. Wechsberg über einen Bieler Uhrmacher in der Augustnummer 1949 der großen Monatsschrift "Holyday".

Vom journalistischen Standpunkt aus ist gegen diesen Anfang nichts einzuwenden. Im Gegenteil. Er packt mit wenigen Worten das Interesse des Lesers, der sofort die Gründe dieser eigenartigen Tatsache wissen will. Man erfährt dann in den folgenden Sätzen, daß Biel eine Uhrmacherstadt sei und daß die Uhrmacher alle früh zu Bette gehen, weil die notwendige Präzision ihrer Tätigkeit viel Schlaf erfordere. — Das ist journalistisch sehr gewandt. Aber dem guten Anfang wurde die Wahrheit geopfert. Denn jedermann, der Biel kennt, weiß selbstverständlich, daß dort die Straßen abends neun Uhr so belebt sind wie diejenigen jeder andern Schweizer Stadt.

An sich ist dieses Beispiel ja weder sehr wichtig noch irgendwie ehrenrührig. Aber es fügt sich eben in die unrichtige Vorstellung vom ländlich unverdorbenen, allem Nachtluxus abholden Hirtenknaben ein und verstärkt damit das falsche Bild, das man sich in Amerika von uns ohnehin schon macht.

Ein paar Zeilen tiefer steht im selben Artikel folgender Satz:

“He is a French-Swiss but also speaks Italian, English and *Schwyzerdütsch*—a weird sequence of guttural noises that sound more like a frog in the throat than a language.”

Auf deutsch heißt das: «Er ist Welschschweizer, aber spricht auch Italienisch, Englisch und Schweizerdeutsch — eine merkwürdig-unheimliche Aufeinanderfolge von Rachenlauten, welche eher wie eine Krott im Halse tönt als wie eine Sprache.»

Ich will Ihnen, lieber Herr Wechsberg, einmal einen Satz hinschreiben, den Sie wahrscheinlich nicht verstehen, weil er bernddeutsch ist, das heißt, einen besondern Dialekt Ihrer schweizerischen Froschsprache darstellt: «O du, la mi la ga, i la di de o.» (Das heißt hochdeutsch ungefähr: O du, laß mich gehen, ich lass' dich dann auch gehen.) Und nun frage ich Sie: «Klingt das wie eine Froschsprache? Darf man eine solche Sprache als eine Aufeinanderfolge von Rachenlauten bezeichnen? Darf man das, wenn man selbst Wechsberg heißt, was doch wahrlich auch nicht gerade wie die italienische Tonleiter klingt? Mit welchem Recht, Herr Wechsberg, lassen Sie mit Hilfe der Druckerpresse Dinge verzehntausendfachen, die Sie unkontrolliert nachreden und von denen Sie nichts verstehen?»

Das Setzen von Glanzlichtern, das Ins-grelle-Licht-Rücken von Einzelheiten gehört zum Beruf des Journalisten. Wer sich in der täglichen Flut des gedruckten Wortes Gehör schaffen will, muß gelegentlich überspitzte Formulierungen anwenden. Wo aber ein Zeitungsschreiber nur einer drastischen Formulierung zuliebe die Wahrheit in ihr Gegenteil verkehrt, bewegt er sich außerhalb der journalistischen Spielregeln.

Die Schweiz im Bücherwald

Amerika hat ein hervorragend ausgebautes öffentliches Bibliothekswesen. Wer sich wirklich für die Schweiz interessiert, findet in jeder Stadt eine Anzahl guter orientierender Bücher über unser Land. Außerdem veröffentlichten verschiedene große Zeitungen und Zeitschriften in letzter Zeit Artikel über die Schweiz, vor allem über unsere sozialen Einrichtungen. Daß die große Mehrzahl dieser Bücher und Aufsätze unser Land durchaus positiv betrachten, beweist die

folgende kurze Rede, die man aus ihren Titeln zusammenstellen könnte:

Meine Damen und Herren! Die Schweiz ist «*das Land Wilhelm Tells*» und die «*älteste Demokratie der Welt*». Ihre Bewohner sind das «*zivilisierteste Volk in Europa*», ihr Land bildet recht eigentlich «*das Herz Europas*». Die Schweizer lehren die Welt «*die demokratische Lebensweise*». Auch wer «*die Schweizer ohne ihren Heiligenschein*» betrachtet, muß zugeben, «*einem Schweizer kann man nichts vormachen*». Selbst «*Truman könnte von den Schweizern lernen*», und zwar mehr, als nur «*fünf Wege Käsefondue zu machen*»!

Es ist selbstverständlich, daß der Schweizer, der sich um die Eigenart seines Landes bemüht, aus diesen von außen gesehenen Beobachtungen lernen kann. In dem schon erwähnten Beitrag über die Schweiz in der “Saturday Evening Post” findet sich zum Beispiel folgende interessante Formel für das Wesen der Schweiz: «Das Land vereinigt die Ideen des 19. Jahrhunderts mit den technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften des 20., im Gegensatz zu vielen andern europäischen Staaten, welche die Ideologien des 20. mit den ökonomischen Grundsätzen des 19. kombinieren.»

Interessant ist es auch, nachzulesen, welche Winke die amerikanischen Reiseführer dem Europareisenden, der unser Land besuchen will, geben. Wir lesen da zum Beispiel, man solle die Zwanzigerstückli nie in den Hotels essen, selbst nicht in den Luxushotels; denn in den Konditoreien seien sie immer viel besser.

In vielen Büchern über die Schweiz spielt Wilhelm Tell eine Hauptrolle. Fast immer, wenn ich eine hiesige Schule besuche, werde ich vom Lehrer aufgefordert, den Kindern die Tellengeschichte zu erzählen. Sie hören jeweils mit offenem Munde zu, was zwar wahrscheinlich ebensosehr auf das Konto meines fremden Akzentes wie auf das der wundervollen Fabel zu buchen ist. Der Lehrer seinerseits ist jeweils am Schlusse sehr überrascht, wenn ich ausführe, daß man neuerdings wieder ernstlich an die Möglichkeit einer realen Existenz glaube. Offenbar ist in die Seminarien der Neuen Welt zwar die rationalistische Verweisung Tells in das Reich der Sage gedrungen, noch nicht aber die Botschaft von neuen Forschungen, die Tells Existenz bejahen.

Wie es in Amerika Kinder-Bilderbücher

über Russenbüblein, Golfstromnixen, Eiffelturmwächter, Eskimofamilien und spanische Stierkämpfer gibt, so gibt es auch Kinder-Bilderbücher über Schweizer Hirten. Zum Beispiel «Septimus», ein Buch, welches die Erlebnisse eines Bernhardinerhundes mit einer Jodelkonkurrenz kombiniert. Die Handlung läuft folgendermaßen:

Der reiche, aber böse Bauer Fritz hat einen armen, aber guten Knecht Rudi. Jeden Abend ruft Fritz mit dem großen Alphorn seine Herde zurück. Dann steigt er, wie alle andern Talbewohner, auf seine Lieblingsbergspitze, um zu jodeln. Auf jeder Bergspitze sitzt des Abends ein jodelnder Bauer, und sie versuchen, sich gegenseitig zu «überjodeln» (to outyodel each other). Fritz und Rudi können beide vortrefflich jodeln. Ein englischer Lord-Feriengast veranstaltet im Dorf eine Jodelkonkurrenz. Fritz hat alle Chancen, zu gewinnen; denn als Reicher hat er viel mehr Zeit, Jodeln zu üben (to practise yodeling) als sein armer Knecht Rudi, der den ganzen Tag arbeiten muß. Der Bernhardinerhund «Septimus» schleppt dann aber Fritz in der entscheidenden Zeit in das Hospiz, so daß er nicht am Wettbewerb teilnehmen kann, und Rudi gewinnt. Worüber jedermann glücklich ist.

Es wachsen viele Pflanzen in unseres Herrgotts Bücherwald.

A propos Jodeln: In den Auswandererberichten aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts kann man lesen, daß die Schweizer Emigranten von allen Leuten mit dem Satz angeredet worden seien: «Sie sind Schweizer, können Sie jodeln?» Mir wurde diese Frage nur ein einzigesmal gestellt, und zwar von einem emigrierten Holsteiner. Die Worte, mit welchen einem die Amerikaner heute eine Freundlichkeit erweisen und zu verstehen geben wollen, daß sie den Namen «Switzerland» schon gehört haben, lauten vielmehr: «Sie sind Schweizer, da können Sie wohl sehr gut skifahren!» Und damit sind wir ja tatsächlich der Wirklichkeit einen Schritt näher. Denn wie man von den Plakatwänden weiß, kann man sagen: «Das ganze Volk fährt Ski», während man nirgends lesen konnte: «Das ganze Volk jodelt.»

Daran, daß Schweizer, wenn sie abgebildet werden, Tiroler Trachten mit grünen Hüterln tragen, muß man sich gewöhnen. Das kommt sogar auf den Plakaten der Fluggesellschaften, die es doch besser wissen sollten, vor. Auch der Schweizer Hirte, der in einem doppelseitigen Inserat einer Motorenölfirma beim Abendsegen durch den Trichter alle Autos zusammenruft (die man dann auch in allen Regenbogenfarben über die Alpweiden daherkommen sieht), ist als Tiroler verkleidet.

Gibt es Schlußfolgerungen

Ich glaube ja. Es scheint mir, man sollte in den Propagandaschriften über die Schweiz mehr Tatsachen und konkrete Einzelheiten geben. Gewiß ist es sehr wertvoll, wenn versucht wird, in solchen Büchlein die Eigenart unserer Milizarmee und das spezifische Verhältnis zwischen Bürger und Soldat klarzumachen; aber noch lieber hätte der Amerikaner Antwort auf Fragen wie: «Habt Ihr Düsenflugzeuge? Verwendet Ihr Radar? Wie lange reichen die Benzinvorräte?»

Ich bin auch überzeugt davon, daß die Angabe konkreter Hotelpreise propagandistisch so wertvoll wäre wie die Photographie des schönsten Bergsees.

Außerdem wäre es viel vernünftiger, wenn unsere Gaststätten bei der Bedienung amerikanischer Gäste den Preis von vornherein etwas höher ansetzen würden, dann aber nicht alle möglichen Extras berechneten. Denn daß man beim Essen den Kaffee extra bezahlen muß und das Brot extra und den Dessert extra und in einem Hotel das Bad extra und die Garage extra, empört natürlich den amerikanischen Gast, in dessen Land alle diese Supplements im Gesamtpreis inbegriffen sind.

Es ist leider kaum anzunehmen, daß ein Amerikaner auf die Idee kommen wird, einen Artikel darüber zu schreiben, wie man in der Schweiz Amerika sieht. Wenn er es aber täte, so könnte er leicht Beispiele von ähnlich verzerrten Vorstellungen finden, wie ich sie hier gegeben habe. Die schweizerische Verallgemeinerung vom ewig hastenden, sensationslüsternden, gummikauenden Dollarjäger ist genau so falsch wie die amerikanische Idee vom schalmeienspielenden Schweizer Hirten.